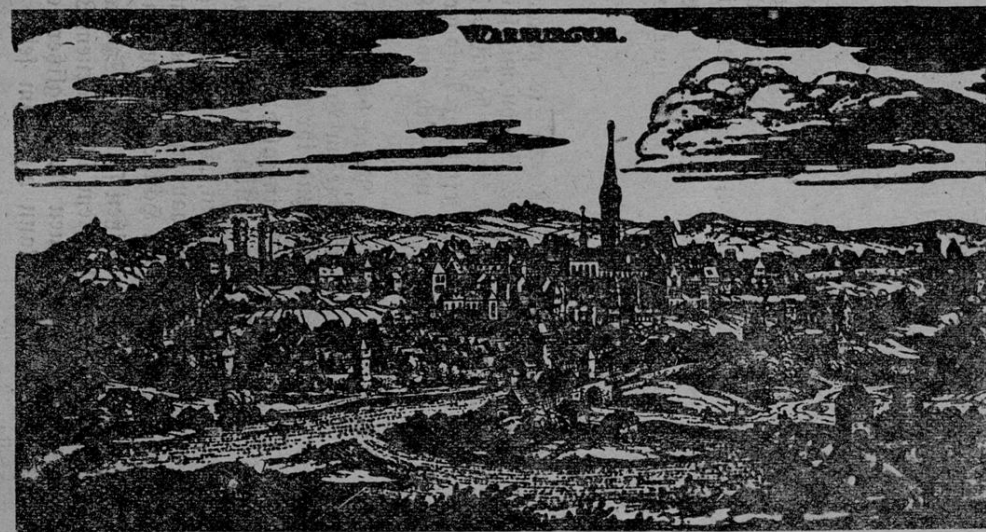


Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbetlage
des Warburger
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgefühls
annimmt.
—
Besondere Beiträge willkommen
—
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten
—
Schriftleitung: H. Schäfers,
Warburg

Nr. 11

7. Februar 1940

14. Jahrgang

Dreimal MARIA

Roman von Hanna Jasser

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

4

„Nach dir geht keine Vorwürfe, Mary-mother und überlasse nun getrost alles deinem Boy. Der wird's schon nachholen und in Ordnung bringen. Und zwar ganz unverzüglich. Weist du was, ich werde mit dem Zeppelin hinüberfliegen, mit diesem Wahrzeichen deutschen Erdingergeistes und deutschen Fleisches.“

„Ja, mein Junge! Und beginne in Dresden bei den Reinhardts. Diese Adresse wird sicherlich noch stimmen und die andern ...“

„... werde ich mir schon zu verschaffen wissen.“ versichert Frank mit großer Unternehmungslust. „Und jetzt zeige ich dir noch die Bilder der drei Marien.“ Mistreß Howard kramt bereits eifrig in ihrer Schreibtischlade.

Frank aber lacht Tränen, als er die Photos sieht. Drei Babys in Steckfäßen mit ausdruckslosen, pausbäckigen Vollmondgesichtern, ohne irgendein anderes an erscheinendes Merkmal, als die am Rande in verschiedenen Schriften vermerkten Namen: Maria von der Eiche, Kiel, März 1914. Maria Martens. Gut Waldheim, Januar 1914. J. Maria Reinhardt. Dresden, Dezember 1913.

„Was bedeutet denn das „J“ vor Maria Reinhardts Name?“ erkundigte sich Frank nach dem Abheben seines Heiterkeitsausbruchs angelegentlich dieser Bilder der Mädchen, unter denen er freien gehen soll.

„Ja, das weiß ich auch nicht.“ entgegnete Mistreß Howard. „Aber es wird schon kein Haken sein bei Elisabeths Kind. Gerade Elisabeth ... ich glaube, sie war die Allerbeste!“

Als Frank durch die deutsche Landschaft wandert — es ist der gleiche, gottgesegnete Erdwinkel um Dresden, der vor bald einem Vierteljahrhundert so ein-

dringlich zu Lionel Howard gesprochen hat — reicht der Frühling bereits dem Sommer die Hand.

Von den Obstbäumen ist der letzte Winterschnee gefallen. Auf den Löwenzahnstengeln wiegen sich lustige Silberbällchen und lassen ihre Federfächerlein über die Gräser wehen, die fahlrot und rostbraun zu blühen beginnen. Dazwischen zittert sommerförmig des Steinbrechs zierliche Rispe. Der Weißdorn steht in reichem Flor. Darüber spannt sich der Himmel. Türkisblau und klar. Drei Wattenwölkchen nur stehen darin und rühren sich nicht von der Stelle.

Die gute, warme Sonne lacht und lodert. Es funkelt und flackert unter ihren Strahlen.

Tief atmet Frank den würzigen Duft, der Gras und Moos, Baum und Strauch entströmt.

Nun, da er in zweimal vierundzwanzig Stunden hier Auge, Lungen und Herz gesättigt hat, ist er in der richtigen Stimmung für den Besuch bei Reinhardts, vor dem er nun doch ein wenig, aber freundiges und erwartungsvolles Herzklopfen verspürt.

Er wendet sich stadtwärts. Vom Weißen Hirsch über Postwitz, Blasewitz nach Striesen. Hier, in der Markt-graf-Heinrich-Straße Nr. 10 ist — wie er sich aus dem Adressbuch überzeugt hat — immer noch die Wohnung von Professor Reinhardt.

Im zweiten Stockwerk des schmalen Backsteinhauses findet er das Türschild:

Dr. phil. Paulus Reinhardt,
Professor am Völkischen Gymnasium.
Darunter mit Reißnägeln befestigt, zwei Visitenkarten:

Tatjana Alexandrowna Glasanoff, 2mal läuten.
Dipl. Ing. Oscar Gerber, 2mal läuten.

Also läutet Frank einmal.
Ein junger Mann öffnet ihm.

Frank sieht eine hochgewachsene Gestalt. Dunkelblonde Haare sind in peinlicher Glätte nach rückwärts gestrichen, eine schöne, gewölbte Stirn freilassend. Er fühlt den halb fragenden, halb auffordernden Blick tieferblauer, auffallend lang bewimperter Augen und sagt:

„Guten Tag, ich möchte zu Professor Reinhardt.“

„Ach, Sie kommen wegen des Zimmers, mein Herr?“

„Und bevor Frank dies noch verneinen kann, fährt der junge Mann fort:

„Darf ich Sie zu mir bitten.“ Damit führt er seinen Besucher über einen etwas dunklen Korridor in eine ziemlich vollgestellte, unmodern eingerichtete, aber sehr

gemütlich anmutende Studierstube mit Bücherregalen, Schreibtisch, Ruhe-sofa und Ohrenfauteuil. Diesen schiebt er seinem Gast hin:

Bitte, nehmen Sie Platz. Das Zimmer wird zum Ersten frei. Die derzeitige Mieterin geht nach Paris. Fräulein Glasanoff, sonst eine sehr angenehme Hausgenossin, ist mehr ... hm ... genial als ordentlich. Ich bitte dies zu berücksichtigen, wenn ich Ihnen das Zimmer nun zeige und sich von der augenblicklich darin herrschenden ... Genialität nicht abschrecken zu lassen.“

Der Sprecher hat etwas überaus Sympathisches, und Frank bedauert lebhaft, ihn, dem anscheinend sehr daran gelegen ist, einen neuen Mieter zu finden, darin enttäuschen zu müssen. Er räuspert sich:

„Verzeihung, eigentlich suche ich kein möbliertes Zimmer.“

„Nicht?“ Da haben wir sie schon, die Enttäuschung. Sehr deutlich steht sie in den sprechenden, sich schattenden Jungmännerzügen. Und daneben die stumme Frage, was der Ankömmling denn sonst hier wolle.

Frank beugt sich zu antworten:

„Wie ich bereits erwähnte, möchte ich Herrn Professor Reinhardt meine Aufwartung machen.“

Der junge Mann lacht leise.

„Ich habe das alte Wohnungsschild gelassen, aber ... Vater ist schon vor Jahren gestorben.“

„Gestorben?“ Oh ... und Ihr Vater ... also spreche ich mit Professor Reinhardts Sohn?“

Der andere nickt:

„Vielleicht kann ich Ihnen ... das heißt, wenn Sie mir sagen wollten, was ...“

„Gewiß. Ich bin Frank Howard aus Chicago. Ich weiß zwar nicht, ob Ihnen das etwas sagt?“

„Doch.“ ist die lebhafteste Antwort. „Sehr viel sogar. Falls Sie nämlich im Zusammenhang stehen mit Mistreß Howard, geborene Solben.“

„Aber natürlich. Und wie!“ entgegnet Frank erfreut.

„Sie ist meine Mutter ... eigentlich meine Adoptivmutter. Aber das vergißt sich, wenn man — so wie ich — durchaus als eigenes Kind gehalten wird, geliebt, betreut ...“

„Das ist schön. Und wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Mister Howard.“

„Oh, das ist selbstverständlich. Und überhaupt ist das hier mein allererster Besuch. Bin vor zwei Tagen erst gelandet. Mit eurem Zeppelin übrigens. Fabelhafte Sache das. Ja, und Mary-mother riet mir, bei den Reinhardts anzufangen. So habe ich mich nur rasch erst mal ein bißchen umgesehen, weil ich doch überhaupt zum ersten Male hier drinnen bin. Und jetzt haben Sie mich eben hier.“

„Ach, wenn Mutter das noch erlebt hätte!“

Erdröden springt Frank auf:

„Mein Gott!“

Reinhardt nickt schmerzlich.

„Ja, ich habe sie vor einem Jahr begraben. Sie mußte sich einer Magenoperation unterziehen und der war ihr Herz nicht gewachsen. Dieses Herz, das zu viel gelitten hat in den bitteren Kriegs- und schweren Nachkriegsjahren ...“ Er hat zögernd begonnen, spricht aber dann, als ihm aus Franks Augen so viel warmes Mitgefühl entgegenleuchtet, freier:

„Vater ist 1917 mit einem Lungenschuß heimge-“

„Wohl ist die Wunde verheilt. Aber gesund konnte er nicht mehr werden. Und alles, was ärztliche Kunst versucht hat und wir unter allen möglichen schweren Opfern aufbrachten an Nerven und Aufenthalt in Süden und Hochgebirge, konnte das bittere Ende nur etwas hinauszögern. Mit seinem Tod blieb Vater doch wenigstens viel Seelen Schmerz erspart. Dieser Zerfall, die Inflation, der Verlust des Spargroschens, diese ganze Umwälzung und Umwertung, in die er sich nur schwer gefunden hätte. Aber alle diese Schicksalschläge mußte Mutter hinnehmen. Damals haben wir begonnen, Zimmer zu vermieten. Mutter erhielt auch ein paar Nachhilfestunden vom Gymnasium. Es war rührend, wie sie sich da mit einer Sache abmühte, die ihr, der geborenen Nur-Hausfrau, im Grunde so gar nicht lag. Ich tat natürlich mein Möglichstes, so bald und so viel ich vermochte. Und nun bin ich seit Jahresfrist allein.“

Eine kleine, trauerverhangene Stille steht im Raum. Dann spricht Franks warme Stimme, in der herzlichste Anteilnahme schwingt.

„Welch schweres Geschick, in dem Sie werden mußten, lieber Reinhardt.“

„Es ist kein persönliches Einzelschicksal, sondern das Los vieler, ja der Mehrzahl unserer Generation, das mich traf. Die große Heimfuchung war über uns gekommen. Aber nun stehen wir an der Wende, da eine neue Zeit angebrochen ist. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen, Mister Howard aus U.S.A.“

„Und ob ich das verstehe! Bedenken Sie, daß ich von einer deutschen Mutter erzogen wurde, und daß Ihre Landsleute, so sie bewußte Deutsche sind, gerade in der Fremde ihr Deutschtum besonders hochhalten. Ich habe die Geschichte von Mary-mothers geliebtem Vaterland mit heißem Interesse verfolgt; in innerlicher Verbundenheit, ja Zugehörigkeit. Und wenn ich jetzt herübergekommen bin, für mich selbst, wie auch im Namen Maria Soldens, um deren Heimat und ihre Freunde aufzusuchen, so geschieht das gerade aus diesem Verstehen heraus.“

„Wie mich das freut!“ Voll Herzlichkeit streckt Reinhardt Frank seine Rechte entgegen, in die der junge Amerikaner einschlägt und sie fest drückt.

Und beide empfinden in diesem Handschlag ganz stark ein Bekenntnis zueinander, ein Gelöbnis füreinander, den guten, freundigen Beginn einer Gemeinsamkeit, einer Freundschaft.

Dann meint Frank:

„Sie sagten vorhin, Sie seien nun allein. Wo ist denn Ihre Schwester?“

„Ich habe keine Schwester.“

„Aber Maria ... Mary-mothers Patentkind.“

„Ach so.“ Reinhardt lächelt ein wenig verlegen, ein wenig schmerzlich und doch nicht ohne Humor. „Ja, mein lieber Howard, dieses Patentkind bin ich selbst. Getauft auf die Namen Josef Maria. Meiner Mutter war es ein wenig peinlich, daß gerade sie, die geistige Urheberin jenes Paktes, diesen nicht buchstäblich eingehalten hat. So schwebte sie zunächst über das Geschlecht des Kindes, dessen Geburt sie nach Chicago kabela. Und später dann ...“

Da lacht Frank, der zuerst reichlich verblüfft da-geessen, hat, hellauf:

„Sieh mal an, so entpuppt sich das „J“ vor Maria Reinhardts Namen doch als Haken. Na, da wird meine Mutter aber schon staunen über das Kind ihrer allerbesten Elisabeth!“

(Fortsetzung folgt)

Schnelles Wachstum der Stadt Rom

Wieder so groß wie zur Zeit des Augustus.

Alle Wahrscheinlichkeit nach wird Rom noch in diesem Jahre wieder den Höchststand der Bevölkerungsziffer erreichen, den die Stadt zur Zeit des Kaisers Augustus aufzuweisen hatte, nämlich 1.336.630 Einwohner. Am 1. Januar 1939 waren es noch 1.230.000; berücksichtigt man, daß die jährliche Bevölkerungszunahme bisher durchschnittlich 40.000 Seelen ausmachte, so erscheint die von den Behörden ausgesprochene Erwartung fast wie eine Gewissheit. Seit 1931, dem Jahre, in dem Rom die Millionengrenze überschritt, ist die ewige Stadt zugleich auch die volkreichste Italiens. Das war nicht immer so. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war Rom nur die dritte unter den großen Städten Italiens mit etwa 200.000 Einwohnern, deren Zahl sich unter der französischen Fremdherrschaft noch erheblich verminderte. In erster Stelle standen damals Neapel und Palermo. Nach Rom folgte damals Venedig mit 140.000 Seelen vor Mailand, Turin und Genua. 1871 war immer noch Neapel die größte Stadt, Mailand die zweite und Rom immer noch die dritte; dazu kamen Genua und Turin als Städte mit mehr als einer halben Million Einwohner. Zusammengekommen stellen diese fünf Städte auch heute 11 Prozent aller Bewohner Italiens. Bei der letzten Zählung befanden sich 38 Prozent aller Italiener besuchenden Fremden in diesen fünf Städten, in denen auch mehr als die Hälfte aller italienischen Studenten eingeschrieben und 76 Prozent aller Aktientkapitalien angegeben waren.

Durchs

Gummi

Einrichtung

2